

Vorwort.

Warum gibt es ueberhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Diese von der heutigen Philosophie an die Wurzel des Denkens gelegte Frage hat die Eigenschaft, ueberall und jederzeit sinnvoll gefragt werden zu koennen. Sie kann also nicht nur als Ausgangspunkt des Denkens ueberhaupt dienen, sondern sie kann ebensogut jede gegebene Situation des Daseins mit einem eigentuemlichen, naemlich grundsatzlich fraglichen, Lichte erhellen. Die Situation sei wie immer sie wolle geartet, sie erscheint in diesem Lichte ein unfassbarer, und darum dem fassenwollen Denken unertraeglicher Zufall. Wenn ich andererseits mein Dasein rueckblickend betrachte, dann erscheint es mir als Kette von Situationen, welche mehr oder minder vollstaendig ineinandergreifen, sodass ich mich berechtigt fuehle, von einer Tendenz, also einer inneren Notwendigkeit im Abrollen-meines Daseins zu sprechen. Aus der Dichotomie dieser beiden Ausblicke entsteht mein durch nichts zu erschuetterndes Gefuehl meiner Freiheit. Diese Tatsache ist ausserordentlich seltsam. Ich erlebe jede Situation als zufaellig, also meiner Entscheidung entzogen, und erkenne die Gesamtheit der durchlebten Situationen als notwendig, also ebenfalls meiner Entscheidung entzogen, und gewinne aus diesen beiden kontradiktorischen Erfahrungen die Uebrzeugung, im Besitze der freien Entscheidung zu stehen. Es ist eben so, dass das Dasein in seiner Absurditaet nur dann ausgekostet werden kann, wann ich mir zugleich seiner Zufaeligkeit, seiner Notwendigkeit und seiner Freiheit bewusst bin.

Es gibt vielleicht ein Wort, das diesem dreifachen Ineinandergreifen der Ansichten auf das Dasein gerecht wird. Diese Wort lautet Fuegung. In ihm erklingt das dem Dasein Zugefuegte, und das Gefuege des Daseins, und schliesslich auch mein eigenes Zusammenfuegen der einzelnen Situationen, um so mein Dasein zu fuegen. Ich kann, wenn ich mein Dasein als Fuegung betrachte, es auch als ein fuegliches erleben, und von einem Fug, wenn auch vielleicht noch nicht von einem Recht, des Daseins sprechen. Und jede andere Betrachtungsweise erscheint mir nun als ein Unfug.

So ist denn auch die Korrespondenz, der diese Betrachtungen vorgesetzt sind, in diesem Sinn eine Fuegung. Sie ist mir zugefuegt worden, sie gehoert zum Gefuege meines Daseins, und ich habe sie zusammengefuegt, ich habe sie fueglich gefuehrt, darum besteht sie zu Fug, und hoffentlich zu Rechte.

Eine zu Fug bestehende Korrespondenz ist einer der wenigen Orte, an dem sich zwei Daseine kreuzen, und so einander zu Mitsein werden. Ich sage bewusst, es gaebe wenige solcher Orte. Zwar treffe ich auf meinem Wege immer wieder auf anderes Dasein, stosse daran, stosse mich ab, stosse es ab, fuehle mich vielleicht auch angezogen oder ziehe es an, es kommt also zwischen ihm und mir zu Reibungsflaechen, oder zu einer mehr oder weniger fluechtigen Verschraenkung. Solche Begegnungen machen ja einen grossen Teil der Situationen aus, die ich durchlaufe. Aber Begegnungen solcher Art sind, da sie das Gefuege meines Daseins zwar beruehren und vielleicht verschleiben, sich aber nicht einfuegen und ich mich ihnen nicht fuege, im Grunde genommen ein Unfug. Ein echtes Durchkreuzen, bei dem sich der eine dem anderen fuegt, und dadurch teilnimmt am Gefuege des andern, gehoert, meiner Erfahrung nach, zu den seltenen Situationen. Sie sind, so glaube ich, besonders zu un-eren Zeiten ein rares, und darum auch kostbares Ereignis. Die Geschichte lehrt uns, dass es Epochen gab, in denen der Mensch in ein gesellschaftliches Gefuege eingebettet war und sein Dasein in inniger Korrespondenz mit seinen Mitmenschen fuehrte. Unsere Epoche ist jedoch anders geartet. Wir sind, im Grunde genommen, jeder eine Insel fuer sich und eilen einsam, oder bestenfalls zu zweit, unserem vielleicht jedenfalls einsamen Tode entgegen. Wahre Durchkreuzung mit einem anderen Dasein, ein echtes Gespraeche also, ist, von diesem Gesichtspunkt gesehn, ein Vorwegnehmen und Entwaffnen des einsamen Todes. So ein Gespraeche gewinnt naemlich, als Eigengefuege zu dem es wird, eine Art Eigenleben. Waehrend die beiden Gespraechepartner, bereichert vielleicht und veraendert, schliesslich doch auseinanderstreben, um ihren eigenen Tod zu suchen und zu finden, bleibt das Gefuege des Gespraeches bestehen als selbststaendiges und vom Tode der Sprecher unberuehrtes Dasein. Dieses Dasein ist bereit, selbst wieder in ein Gespraeche zu treten, jenes Gespraeche naemlich, welches die Menschheit ausmacht. Um dieses weitere, und vielleicht hoehere, Gespraeche zu ermoeeglichen, und um damit dem Tode spotten zu koennen, hat sich unser Gespraeche entschlossen, veroeffentlicht zu werden. Es fordert also den Leser nicht nur zum Hoeren auf, sondern zum Widersprechen. Erreicht es den Widerspruch, dann ist es bereit, sich zu fuegen. Denn, so glaubt es und mit ihm ich, es ist ein bescheidener Beitrag zu jenem Denkmal, aere perennius, an dem wir alle zu meisseln haben, dem Denkmal des menschlichen Geists in seiner Suche nach dem Unbekannten. Die Korrespondenz, die daran ist, sich vor dem Auge des Lesers aufzurollen,

erlebte ich, als sie sich zu ereignen begann, als einen unfassbaren Zufall. Getrieben, ja gehetzt, von einer mir innewohnenden, und sich lawinenartig steigernden, Sucht, einen beinahe gaenzlich verlorenen Glauben an sei es was immer gewaltsam zurueckzuerobern, hatte ich mich der Magie des Schreibens ergeben. Ich hatte, wenige Wochen zuvor, eine verzweifelte Analyse der augenblicklichen Situation der Menschheit beendet, eine Art Buch, welches ich "Das zwanzigste Jahrhundert" benannte. Es ist uebrigens durch meine Frau einigen amerikanischen, und, durch meinen zukuenftigen Gespraechspartner, einigen europaeischen Verlegern vorgelegt worden und wurde von diesen verworfen. Schon vor Beenden dieses Buches wurde mir zu meinem kalten Entsetzen klar, dass sich die Abgruende, die zu ueberbruecken ich versucht hatte, im Laufe des Schreibens nur noch vertieften und nun noch drohender gaehten. Dies war zum Teil Folge meiner nunmehr klareren Einsicht in die Lage der Dinge, zum Teil aber auch Folge der sich dem Absturz naeher schiebenden Lage der Dinge selbst. Ich ging also, wie gesagt gehetzt, unmittelbar von diesem Buche zu einem neuen ueber, dessen Zweck und Bauplan mir zwar in allen Einzelheiten klar vor Augen standen, dessen Ende mir jedoch verhuellt war. Dieses verhuellte Ende zog mich an wie mit tausend Stricken, und ich stuerzte mich Hals ueber Kopf in ein, wie mir bewusst war, lebensgefahrlisches Unterfangen. Denn es war mir nicht klar, ob ich dieses Ende erleben, oder gar ueberleben, koennte. Ich muss allerdings hinzufuegen, um die Dramatizitaet meiner Lage nicht zu uebertreiben, dass ich das Leben nicht uebermaessig liebte.

Kaum hatte ich mich dem Strudel des neuen Buchs uebergeben, welches ich nicht anders als "Geschichte des Teufels" zu nennen duerfen glaubte, als es sich so fuegte, dass sich mein Weg mit dem jenes anderen kreuzte. Sehr bald, und dann immer deutlicher, merkte ich, dass es sich hier um jemanden drehte, der versuchte, so zu leben, wie ich dachte, ohne jedoch so zu denken. Ich stand meiner sich dessen nicht bewussten, und Fleisch und Blut gewordenen, Gedankenwelt gegenueber. Das stimmt selbstredend nur ungefaehr, aber es stimmte im Laufe der darauffolgenden Korrespondenz und der sie begleitenden Ereignisse immer besser. Ich stand also vor folgender Tatsache, mit der ich fertigzuwerden hatte: Hier lebt einer echt, und handelt echt und denkt dabei, meiner Ueberzeugung nach, vollkommen daneben. Waehrend ich, nach echtem Denken bemueht, voellig daneben lebe. Hier war also ein Dasein, das mir als Vorwurf, und gegeben denfalls, als Entwurf dienen sollte. Der Leser wird in den folgenden Blaettern Gelegenheit finden, sich ueber den Verlauf und den Ausgang dieser mir gestellten Herausforderung Rechenschaft abzulegen.

Ich habe die Briefe, die jetzt folgen, aus einem Gefuehl fuer Echtheit heraus in keiner Weise veraendert, sondern sie, voellig ungeschminkt, dem Verleger uebergeben. Der Gedanke, sie zu veroeffentlichen, stand mir bei ihrem Schreiben vollkommen fern. Es handelt sich also, soweit dies ueberhaupt moeglich ist, um vollkommen uninteressierte, und darum vielleicht authentische, Gedanken. Es war mir daher ueberraschend, als ich beim Durchlesen des Briefwechsels merkte, dass sich durch das Ganze ein Faden zu ziehen scheint, als handle es sich um eine komponierte Geschichte. In die Fugen meiner Briefe fuegen sich, wie organisch, die Briefe meines Partners, um ein neues Gefuege zu bilden. Sollte diese Tatsache nicht nur in meinem, allerdings beteiligten, Auge liegen, dann laesse hier ein Beweis fuer die Behauptung vor, dass der Schreiber nicht ein Autor sei, sondern ein Werkzeug. Auch diese, scheinbar bescheidene, in Wirklichkeit aber hoffaertige, Behauptung, moege der Leser beurteilen, und ich fuege mich seinem Urteil.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass das Anonymat dieser Schrifteine Folge seiner Echtheit ist, die es uns unmoeglich macht, Tatsachen zu verschleiern. Es handelt also dabei nicht um Bescheidenheit, sondern um Feigheit. Dies sei erwahnt um der Wahrheit in keiner Schichte Abbruch zu leisten.

Ich lasse nun diesem Gospraech seinen weiteren Lauf und entlasse es damit aus meinem Gefuege. Vale.